

CDU

Die neue Macht
des Jens Spahn

INFLUENCER

Dubiose Verheißungen
eines Diät-Gurus

GESUNDHEIT

Erkennt die KI, wie
alt wir werden?

80 JAHRE NACH
KRIEGSENDE

DAS DEUTSCHE TABU

Worüber **Familien**
bis heute nicht sprechen





Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek / bpk

Diktator Hitler mit Wehrmachtssoldaten 1941 in der Ukraine

Das Schweigen durchbrechen

GESELLSCHAFT Viele Deutsche wollen glauben, ihre Vorfahren seien an Kriegsverbrechen, Gewalt und Judenmord unbeteiligt gewesen. Nun aber rütteln Jüngere an den Tabus – das hat auch politische Gründe.

Eva Neidlinger, 34, erzählt in einem Café in Babelsberg ihre Geschichte – eine Geschichte von sich und ihrem Urgroßvater. Sie greift in ihre Handtasche und faltet ein Seidentuch auseinander, in das sie Bilder eingepackt hat, die ihr Urgroßvater vor vielen Jahrzehnten gemacht hat. Sie schiebt ihren Teebecher an die Seite und verteilt die Aufnahmen auf dem Tisch. Frauen mit Kopftuch sind darauf zu sehen und Männer in Tracht. Und ihr Urgroßvater in Uniform – der Uniform der Wehrmacht.

Sie hat lange Zeit nichts über ihren Urgroßvater gewusst, sich auch nicht für ihn interessiert. Warum auch, in ihrer Familie war nie von ihm die Rede. In diesen Tagen beschäftigt sie sich aber fast ausschließlich mit ihm. Dass es so kam, hat mit den Zufällen seines Lebens zu tun und mit den Zufällen ihres Lebens.

Nach ihrem Abitur an einer Schule in Bayern ging sie 2008 in die Schweiz, arbeitete mehrere Sommer bei einer internationalen Nichtregierungsorganisation. Viele junge Leute aus der ganzen Welt kamen dorthin. Sie kann es nicht erklären, aber zu den Ukrainern fühlte sie sich besonders hingezogen, so sagt sie: »Bis heute bin ich mit ihnen befreundet.«

Immer wieder besuchte sie ihre Freunde in deren Heimat, auch später, als sie an der Filmhochschule in Babelsberg Regie studierte. Einer ihrer ersten Dokumentarfilme erzählt die Geschichte eines ukrainischen Lokalpolitikers, der an eine gute Zukunft seines Landes glaubt. Kurz nachdem das Werk fertig war, griff die russische Armee die gesamte Ukraine an. Eva Neidlingers Freundschaften veränderten sich. Eine Schwere kam hinzu, eine Angst um das Leben der Leute, die sie kannte.

Vor gut zwei Jahren, an Weihnachten, traf sie sich mit ihrer Familie in Bayern. In großer Runde unterhielten sie sich darüber, was sie als Familie geprägt hat, wie sie wurden, wer sie sind. Auf einmal kam die Rede auf diesen Urgroßvater. Kaum jemand wusste etwas über ihn, nur dass er wohl im Zweiten Weltkrieg »irgendwo im Osten« als Wehrmachtssoldat gefallen war.

Und dann kramte die Großmutter diese Kiste mit Fotos hervor, die der Urgroßvater



Filmemacherin Neidlinger

Hermann Bredehorst / DER SPIEGEL

hinterlassen hatte. Eva Neidlinger sah darauf Orte in der Ukraine, die sie selbst gut kannte: das Derschprom-Gebäude und den Freiheitsplatz in Charkiw, die typischen Dächer der ländlichen Region um Poltawa, die Küste von Jalta auf der Krim. Der Urgroßvater muss als Wehrmachtssoldat durch die Ukraine gezogen sein.

Er gehörte damit zu den Angreifern in einem völkerrechtswidrigen Krieg. »Ich frage mich – sah er in den Landschaften den ›neuen Lebensraum‹ für Deutsche, wie es damals hieß? Und wie blicke ich selbst als Deutsche heute auf die Ukraine?«, sagt Neidlinger.

Sie holt ein Tagebuch hervor, das ihr Urgroßvater im Krieg verfasst hat. Vor wenigen Monaten hat es ihr eine Großtante anvertraut. Neidlinger ist gerade dabei, das Tagebuch zu entziffern, es ist in Sütterlin geschrieben.

Sie wird die Fotos und das Tagebuch in den nächsten Tagen in die Ukraine mitnehmen. In Kyjiw bereitet sie gemeinsam mit ukrainischen Kuratoren und zwei weiteren Künstlerinnen die Ausstellung »Memory.Interchange« vor, im Nationalen Museum der Geschichte der Ukraine im Zweiten Weltkrieg. Die Schau öffnet am 9. Mai. In der Ukraine, wie auch in Russland, wird am 9., nicht wie hier am 8. Mai, des Endes des Zweiten Weltkriegs in Europa gedacht wird. Die Exponate, darunter Neidlingers Familiendokumente, sollen eine Diskussion anregen über den Krieg damals und auch über den Krieg heute, den Russland in der Ukraine führt.

Neidlinger hofft, dass sie irgendwann herausfinden wird, was der Urgroßvater als Soldat in dem Land gemacht hat. Sie möchte

Als Täter, Mittäter oder Mitwisser gelten meistens nur diejenigen, die nicht zur eigenen Familie gehörten.

noch genauer verstehen, welche Verantwortung sich für sie als Deutsche aus der Vergangenheit ergibt – Verantwortung auch für die Haltung der Deutschen gegenüber der Ukraine.

Die Wehrmacht hat das Territorium der Ukraine besetzt; das Land wurde zu einem der Hauptschauplätze des Zweiten Weltkriegs, mit über acht Millionen Toten, darunter geschätzt fünf Millionen Zivilisten. Deutsche Sonderkommandos trieben mit Wissen und teilweise in Zusammenarbeit mit der Wehrmacht Jüdinnen und Juden zusammen und erschossen sie. Etwa 1,5 Millionen Jüdinnen und Juden kamen auf ukrainischem Gebiet bei diesem »Holocaust durch Kugeln« zu Tode. Soldaten versorgten sich auf Kosten der hungernden Bevölkerung. Der Vernichtungskrieg der Deutschen zielte auch darauf, an das Getreide des Landes zu kommen und an die schöne Krim.

Neidlinger spürt einem Vorfahren nach, der zu mehr als 17 Millionen Wehrmachtssoldaten gehörte. Sie waren in der Regel nicht freiwillig Soldaten, an den Untaten der Truppe aber änderte das nichts. Bei der Wehr-

macht zu sein, war normal für Männer, die während des Zweiten Weltkriegs in Deutschland lebten und wehrpflichtig waren. Zu einem normalen Leben während des Nationalsozialismus gehörte auch, an Verbrechen mitzuwirken oder sie durch Wegschauen zumindest hinzunehmen.

Die Belege dafür sind hinlänglich bekannt: 1945 war etwa jeder fünfte erwachsene Deutsche Mitglied der NSDAP – obwohl die Partei nicht jeden nahm und jahrelang eine Aufnahmesperre verhängt hatte. Konzentrationslager wie Buchenwald, Dachau, Neuengamme lagen gut sichtbar in der Nähe von Dörfern und Städten. Es gab im Herrschaftsgebiet des Deutschen Reichs mehr als 20 Konzentrationslager und über 1000 Außenlager. Mehr als 13 Millionen Menschen mussten in Fabriken, auf Baustellen, in Handwerksbetrieben, auf Höfen oder in Haushalten Zwangsarbeit leisten und waren somit Teil des deutschen Alltags. Die Besitztümer der deportierten Jüdinnen und Juden wurden enteignet und in Massen öffentlich versteigert – bis heute wird dieses Raubgut weitervererbt. Und: Unter den fast 29.000 Menschen, die das israelische Museum Yad Vashem als »Gerechte unter den Völkern« aufführt, weil sie Juden beim Überleben halfen, befinden sich nur 659 Deutsche.

Das Wissen um all das aber bleibt oft seltsam abstrakt. Als Täter, Mittäter oder Mitwisser gelten in den Erzählungen meistens nur diejenigen, die nicht zur eigenen Familie gehörten.

2002 erschien die Studie »Opa war kein Nazi«, die ein Team um den Sozialpsychologen Harald Welzer erarbeitet hatte. Die Forschenden beschreiben darin, dass in den Geschichten, die Familien sich über ihre Vorfahren erzählten, aus Antisemiten auf einmal Widerstandskämpfer würden.

2020 erklärten in der groß angelegten »Memo«-Studie 23,2 Prozent der Befragten, dass unter ihren Vorfahren Täter waren, aber 35,8 Prozent behaupteten, sie hätten Opfer in der Familie gehabt. Die Studie erstellte das Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld (IKG) für die Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft (EVZ).

2020 gab die Wochenzeitung »Die Zeit« eine repräsentative Umfrage in Auftrag: Auf die Frage »Wie stand Ihre Familie seinerzeit zum Nationalsozialismus« antworteten 30 Prozent der Befragten mit »Gegner«, nur jeder Fünfte entschied sich für »Mitläufer«, nur drei Prozent bezeichneten die eigenen Vorfahren als »Befürworter des Nationalsozialismus«. Mehr als ein Drittel wusste keine Antwort.

Am Dienstag stellten das IKG und die EVZ in Berlin ihre neue »Memo«-Studie vor. Auch hier zeigt sich, wie die Befragten zwischen der Allgemeinheit und der eigenen Familie unterscheiden. Die Vorstellung, dass der Wohlstand vieler Familien bis heute auf Verbrechen während der Zeit des Nationalsozialismus basiert, lehnen nur gut 20 Prozent



Vinzenz Engel / bpk

Deutsche Soldaten bei Einmarsch in Kyjiw 1941

»stark ab«. Die Vorstellung hingegen, dass der Wohlstand der eigenen Familie auf solche Verbrechen zurückgeht, lehnen fast 80 Prozent »stark ab«.

Es scheint, als gäbe es eine unausgesprochene Übereinkunft, dass die Beschäftigung mit der NS-Zeit an Gedenkstätten und Museen ausgelagert werden kann und dass sich nur die Familien der ganz krassen Fälle dazu verpflichtet fühlen müssen.

Einige Nachfahren der Hauptkriegsverbrecher haben sich geäußert. Niklas Frank, Sohn des NSDAP-Politikers und Hitler-Anwalts Hans Frank, der als »Schlichter von Polen« galt, schrieb mehrere Bücher über seine Familie. Albert Speer, der Sohn von Hitlers gleichnamigem Architekten und Rüstungsminister, äußerte sich in einem SPIEGEL-Gespräch über seinen Vater. Bettina Göring, die Großnichte von Hermann Göring, einem Nazi der ersten Stunde, veröffentlichte vergangenes Jahr ein Buch über ihren Großonkel. Kai Höss, der Enkel des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höß, sprach ebenfalls im vergangenen Jahr im SPIEGEL, nachdem der Film »The Zone of Interest« in die Kinos gekommen war, in dem seine Großeltern im Mittelpunkt stehen.

Diese Nachgeborenen stellten sich der Schuld ihrer Vorfahren, weil es ihnen ein Anliegen war. Die Schuld dieser Vorfahren aber ist auch zu offensichtlich, als dass man sie leugnen könnte.

Daneben aber gibt es unzählige Familien, in denen es komplizierter ist, die Mitverantwortung von Vorfahren dingfest zu machen – oder auch nur herauszufinden, was diese während der Hitlerzeit genau gemacht haben. Solange aber so viele Kinder, Enkel, Urenkel der durchschnittlichen Deutschen nicht wahrhaben wollen, dass eine Diktatur nur dann zwölf Jahre lang existieren kann, wenn auch die ganz normalen Leute sie mittragen, ergibt sich ein schiefes Bild.

Denn wenn Deutsche zu einem großen Teil ihre eigene Familiengeschichte nicht wahrhaben wollen, können sie dann überhaupt die Ursachen erkennen, an denen auch heute die Demokratie scheitern kann? Verstehen sie, wie der Antisemitismus funktionierte, die Ausgrenzung einer ganzen Bevölkerungsgruppe? Sind sie in der Lage, eine adäquate Haltung zum aktuellen Krieg in der Ukraine zu finden, wenn das Wissen um die nationalsozialistischen Verbrechen in der Ukraine abstrakt bleibt? Oder zum äußerst komplizierten Krieg in Nahost?

Immerhin: Seit einer Weile ist eine Art Gegenbewegung zu beobachten. 80 Jahre nach dem Ende von Krieg und Nationalsozialismus wollen nun auch jüngere Menschen wie Eva Neidlinger wissen, wie das denn nun war mit ihrer Familie und Hitler. Am Beispiel der Ukraine sei ihr klar geworden, was in Familien alles nicht bekannt sei, sagt Neidlinger: »Und das führt zu politischen Konsequenzen.«

Neidlinger hat vor einigen Wochen ein Rechercheseminar besucht, bei dem sie lernte,



Rechercheur Spohr im Lesesaal des Bundesarchivs



Familiendokumente aus der NS-Zeit

Hermann Breddehorst / DER SPIEGEL

Hermann Breddehorst / Laura Straub / DER SPIEGEL

wie man in Archiven arbeitet und historische Dokumente auswertet. Der Historiker Johannes Spohr gibt solche Seminare seit 2011 und stellt ein wachsendes Interesse daran fest. Es komme auch eine neue Generation dazu, sagt der 42-Jährige: Früher seien die Seminare vor allem von den Enkeln der Tätergeneration besucht worden, heute meldeten sich auch Urenkel wie Neidlinger an.

Spohr hat es sich zum Beruf gemacht, Nachfahren bei ihren Recherchen über die Zeit des Nationalsozialismus zu helfen. Er geht für sie in Archive, sichtet Dokumente und bekommt dabei auch mit, warum sie sich auf diesen Weg machen.

Während der Coronapandemie hätten viele Leute Zeit gehabt, ihre Keller und Speicher aufzuräumen; manche seien dabei auf alte Fotos und Dokumente mit Nazi-Abzeichen gestoßen, für die sie keine Erklärung gehabt hätten, sagt er. »Und dann kam 2022 die russische Vollinvasion in der Ukraine, die Menschen hörten Ortsnamen, die sie sonst kaum je gehört hatten, die ihnen aber aus Familienerzählungen bekannt vorkamen.« Wehrmachtssoldaten waren ab 1941 durch Charkiw, Cherson, Donezk, Luhansk gezogen, und von diesen Namen war nun ständig in den Nachrichten die Rede.

Viele seiner Kunden treibe auch die politische Lage in Deutschland um, der Aufstieg der AfD, sagt Spohr: »Sie fragen sich, ob da Zusammenhänge sind zwischen dem unbearbeiteten NS-Erbe und der Gegenwart.«

Es gibt nicht die eine Zahl, an der sich das wachsende Interesse der Deutschen an der NS-Geschichte ihrer Familien belegen lässt. Im Bundesarchiv, das auch Akten zu Institutionen und Personen der NS-Zeit aufbewahrt, ist die Zahl der Nachfragen konstant hoch, im Schnitt gehen jährlich 75.000 Anfragen ein, mit einem hohen Anteil, der sich auf Personen bezieht. Das Bundesarchiv gehört allerdings auch zu den zentralen Anlaufstellen für Recherchen von Opfernachkommen.

Und doch kommen viele Indizien zusammen, die dafür sprechen, dass sich etwas bewegt. Der »Arbeitskreis für intergenerationale Folgen des Holocaust«, ein Gesprächsverein für Nachkommen von Tätern und Opfern, konnte die Zahl seiner Mitglieder seit der Pandemie mehr als verdoppeln, auf 160 Mitglieder. Absolut gesehen ist es keine hohe Zahl, aber die Tendenz ist aufschlussreich. Seit der Pandemie bietet der Verein online Veranstaltungen an und wird dadurch auch bei jüngeren Leuten bekannter. Und die Jüngeren kämen, so heißt es im Verein, vor allem aus politischen Gründen, sie seien besorgt wegen des Rechtsrucks in Deutschland.

Ohnehin hat die Digitalisierung die Hürden gesenkt, sich mit der Geschichte der Vorfahren zu befassen. Akten lassen sich inzwischen online bestellen und manchmal auch online einsehen. Im Netz finden sich leicht Adressen, Kontaktpersonen, weiterführende



Wehrmachtssoldaten in Kyjiw 1941

Literatur und Broschüren. Dennoch braucht die Suche meist Spürsinn, Geduld und Wissen um die richtigen Anlaufstellen.

Die Journalistin Melanie Longerich arbeitet im Kölner NS-Dokumentationszentrum und hat immer wieder die Erfahrung gemacht, dass Nachfahren sich zwar für die NS-Vergangenheit ihrer Vorfahren interessieren, aber nicht recht wissen, wie sie Informationen erhalten. Longerich, 52, hat das auch aus Rückmeldungen erfahren, die sie auf ihren Podcast »Gestern ist jetzt« bekommen hat, den sie gemeinsam mit ihrer Kollegin Brigitte Baetz gemacht hat und in dem sie erzählt, wie Menschen ihren Familiengeschichten im Nationalsozialismus nachgehen.

Für die Geschichte ihrer eigenen Familie brauchte sie zumindest anfangs nicht viele Recherchekenntnisse. Als ihre Großmutter Ende der Neunzigerjahre starb, fand sie ein

Foto ihres Großvaters in SA-Uniform. Einige Jahre später bekam sie das Tagebuch ihrer Großeltern, das diese für ihre Kinder angelegt hatten. Daraus geht klar hervor, welche Privilegien sie dank der Regimetreue genossen hatten: eine rauschende Hochzeit etwa, gemeinsam mit SA-Kameraden, bei der das Deutschlandlied gesungen wurde.

Der Großvater, der lange arbeitslos gewesen war, bekam durch seine Verbindungen auch eine Stelle als Beamter. Juden durften laut Gesetz keine Beamten mehr sein, die freigeordneten Stellen wurden häufig mit Parteigängern besetzt. »In der Familie hieß es immer, dass dieser Großvater ein Arschloch gewesen sei, dass er getrunken und seine Kinder geschlagen habe. Aber wie genau er von der Nazizeit profitiert hat, was er gemacht hat, diese Fragen haben seine Kinder nicht gestellt, obwohl es das Tagebuch gibt, in dem er seinen Werdegang beschreibt. Das aber hatte niemand gelesen«, sagt Longerich.

Longerich begann erst nach dem Tod ihrer Großmutter, Fragen nach der Vergangenheit zu stellen. Das ist typisch – und ein Grund, warum die Aufarbeitung in den Familien erst jetzt spürbar in Gang kommt. Der Autor Stephan Lebert und der Psychologe Louis Lewitan weisen darauf in ihrem Buch »Der blinde Fleck« hin, das vor zwei Wochen erschien. »Der Panzer des Schweigens« über die Schuld von Vorfahren in der NS-Zeit breche auf, so heißt es in der Verlagsankündigung, weil diese Vorfahren nicht mehr lebten: »Da sie keine Konfrontation mit den Großeltern oder Eltern mehr fürchten müssen, recherchieren immer mehr Menschen ihre Familiengeschichte und spüren nach, wie sich diese auf



Tagebuch des Großvaters

die eigenen Lebensmuster ausgewirkt hat.« Viele Enkel der NS-Generation räumen zurzeit die Wohnungen und Häuser ihrer pflegebedürftigen oder verstorbenen Eltern aus. Manche finden Familiendokumente aus dem Nationalsozialismus, die die Eltern weggepackt hatten, weil ihnen das, was damit verbunden war, zu naheging. Wegen des zeitlichen und generationalen Abstands haben Enkel weniger Scheu, sich der Vergangenheit zu nähern, gerade dann, wenn die Eltern nicht mehr leben.

Und so brechen oft Familienerzählungen auf, die bis dahin die Wahrheit allzu gnädig zudeckten. Diejenigen, die Verbrechen mitbekommen oder mitzuverantworten hatten, gaben ihren Kindern oft eigene Versionen der Geschichte weiter – manchmal absichtlich, manchmal unabsichtlich. Denn Erinnerungen, das zeigt die Gehirnforschung, verformen sich leicht und folgen eigenen Wünschen.

Kinder wiederum hätten an ihre Eltern eine sehr enge Bindung, sagt der Kölner Arzt und Psychotherapeut Peter Pogany-Wnendt, ein Nachfahre von Holocaustopfern, der sich im Vorstand des »Arbeitskreises für intergenerationelle Folgen des Holocaust« engagiert. Das liege allein schon daran, dass Kinder in den ersten Lebensjahren existenziell abhängig von ihren Eltern seien: »Die enge Bindung bleibt auch dann, wenn sie sich nicht gut verstehen« – die Geschichten der Eltern wurden deswegen oft nicht angezweifelt.

Die nächsten Generationen aber sind weniger verstrickt in die Gefühle der Kriegskinder und deren Eltern. Gerade die Urenkel haben jeweils acht Urgroßeltern, die sie in den seltensten Fällen noch gekannt haben. Eva Neidlinger sagt: »Die Älteren fühlen sich oft noch direkt schuldig oder sind sehr mit der Frage beschäftigt, wie schuldig jemand aus der Familie war«, sagt sie. »Mein Abstand ermöglicht mir, Schuldgefühle anerkennend zur Seite zu stellen. Mir geht es eher um ein Verantwortungsbewusstsein für die Zukunft.«

Ihre Generation sei zudem ganz anders vertraut mit psychologischen Themen als die Älteren, sagt Neidlinger: »Früher war es wohl eher tabuisiert, eine Therapie zu machen, heute ist es endlich zur Normalität geworden.« Auch aus diesen Gründen interessieren sich Urenkel für ihre Vorfahren: Sie wollen wissen, wodurch sie geprägt worden sind.

Auch Norman Bötel und Bastian Klug begeben sich als Urenkel auf die Spuren ihrer Vorfahren. Die beiden 28-Jährigen lernten sich vor Jahren im Internet kennen, bei gemeinsamen Computerspielen. Bötel ist Grafiker, Klug wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fach Philosophie an der Uni Gießen. Schnell merkten sie, dass sie sich für ähnliche Themen interessieren. Sie seien über den Rechtsruck in Deutschland miteinander ins Gespräch gekommen, sagen sie bei einem Onlineinterview, bei dem sich der eine aus Gießen, der andere aus Hamburg zugeschaltet hat.

Klug sagt: »In unserer Generation haben viele Angst vor der Zukunft. Die AfD schafft



Ausschnitt aus Projekt
»Worüber wir nicht reden«

in den sozialen Medien Angebote für diese Leute, lockt sie mit Themen wie Heimat, Verwurzelung, Identität.«

Bötel und Klug wollten eine Art Gegenangebot machen. Sie schufen das multimediale Werk »Worüber wir nicht reden«, einen Film und ein fiktives Tagebuch. Das Tagebuch basiert auf Interviews mit 16- bis 29-Jährigen und ist aus der Sicht einer jungen Person geschrieben, die erfährt, dass der Opa ein Kriegsverbrecher war. Die Person ist entsetzt, dass Familienmitglieder ihn verteidigen, lernt sich selbst aber über die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit besser kennen.

Die eigene Identität, so wollen Bötel und Klug vermitteln, entsteht nicht nur durch Stolz und Identifikation mit vermeintlich Großem, sondern auch durch die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte, so schmerzhaft diese sein mag. Ihr Projekt haben sie für den »Talent Award« des deutschen Art Directors Club eingereicht, sie wissen schon, dass sie einen Preis bekommen werden, aber welchen, das erfahren sie erst bei der Verleihung Ende Mai.

Am 8. Mai werden einige Menschen sich noch aus eigener Erfahrung an die Zeit von Krieg und Nationalsozialismus erinnern können. Man könnte die Chance nutzen, sie zu fragen. Denn vielleicht ist es das letzte runde Jubiläum, an dem das möglich ist. Und auch die politische Lage unterscheidet den 80. Jahrestag des Kriegsendes von vorherigen Jahrestagen: Die teilweise rechtsextreme AfD wird bei der Feierstunde im Bundestag dabei sein, in der Ukraine und im Nahen Osten werden die Kriege weitergehen.

All das wirkt sich auf jene aus, die sich aufmachen, um mehr zu erfahren über die NS-Generation. Sie wollen ihre heutigen politischen Auffassungen mit dem Wissen um die Vergangenheit schärfen.

Doch es bestärkt auch jene, die davon noch nie oder jetzt erst recht nichts wissen wollen.

Der Historiker Oliver von Wrochem, der unter anderem die KZ-Gedenkstätte Neuengamme im Osten von Hamburg leitet und dort Rechercheseminare und Gesprächsseminare zu Vorfahren in der NS-Zeit etabliert hat, sieht das konstant hohe Interesse an

diesen Angeboten, glaubt aber, dass es insgesamt eher eine »wachsende Minderheit« sei, die sich hier auf die Suche mache. Zugleich sagt er: »Es gibt leider Gegenkräfte, die stärker an das Leid der deutschen Mehrheitsbevölkerung und an die Folgen der Niederlage für diese Gruppe erinnern wollen und ein Ende des »Schuld Kults« fordern.«

So ergibt sich also zum Jahrestag ein gemischtes Bild: Da sind Neugierde, Offenheit, Fragen, aber auch Zurückhaltung, Verleugnung und Abwehr. Werden die Enkel und Urenkel die Chance nutzen und das Schweigen in den Familien brechen? Oder wird die mögliche Verantwortung der eigenen Vorfahren für den Zerfall der Weimarer Republik, der ersten deutschen Demokratie, für den Hass und die Ausgrenzung, für die Verbrechen in Vergessenheit geraten, weil es nicht so wichtig zu sein scheint oder peinlich?

An einem Vormittag in Berlin bricht der Historiker Johannes Spohr zur Arbeit auf. Ein Kunde möchte etwas über einen Vorfahren erfahren. Spohr fährt ins Bundesarchiv im Ortsteil Lichterfelde, meldet sich beim Pförtner, geht ins Hauptgebäude, schließt seine Tasche in einen Spind ein und legt seinen Laptop in einen Korb, auf dem ein Bundesadler zu sehen ist. An der Aktenausgabe bekommt er blaue Kladden ausgehändigt, mit denen er in den Lesesaal geht. Vier andere Männer sitzen dort weit voneinander entfernt über ihren eigenen Akten, blicken nicht einmal auf, als Spohr fotografiert wird.

Eines der Dokumente, die Spohr nun auf seinen Tisch legt, ist verblichen und zerkratzt, in alter Schrift steht darauf geschrieben, worum es geht. Spohr wird von einer Archivarin begleitet, die die Fotoarbeiten überwacht, beide bitten darum, diese Akte weder zu fotografieren noch darüber zu schreiben.

Wie die meisten von Spohrs Auftraggebern will auch dieser zwar die Wahrheit wissen, sich aber auch davor schützen – zumindest vor öffentlichen Reaktionen.

Eva Neidlinger hat ein künstlerisches Bild gefunden, das diese Gemengelage aus Neugierde und Scheu ausdrückt, die so typisch ist für die Deutschen 80 Jahre nach dem Ende von Krieg und Nationalsozialismus. Vor Kurzem machte sie bei dem Kunstprojekt »Enkel:Innen« der Kulturstiftung Schloss Wiepersdorf mit. Hier arbeiteten Nachkommen von Holocaustüberlebenden gemeinsam mit Nachkommen der Tätergeneration an Werken. Neidlinger kam auf die Idee, die menschlichen Skulpturen im Schlosspark zu verhüllen.

Was verhüllt ist, kann sichtbar werden. Es muss sich aber jemand dazu entschließen, es zu enthüllen.

Susanne Beyer

Für die eigene Recherche: Die wichtigsten Schritte, um der Familiengeschichte während der NS-Zeit auf die Spur zu kommen, haben wir online zusammengestellt. Sie finden den Text auf [SPIEGEL.de](https://www.spiegel.de/familiengeschichte) unter diesem Link: <https://www.spiegel.de/familiengeschichte>

Eine Suche und was sie mit mir macht

ESSAY In unserer Familie galt mein Großvater als freundlicher Mann, als Anti-Nazi. Warum ich trotzdem die Frage nach seiner Schuld in der NS-Zeit gestellt habe. *Von Susanne Beyer*

Beyer, 55, ist seit 1996 beim SPIEGEL, unter anderem im Kulturreport und im Hauptstadtbüro. Heute arbeitet sie ressortübergreifend.

Mein Großvater war nicht bei der Wehrmacht. Ich habe auch keinen Hinweis darauf gefunden, dass er in die NSDAP eingetreten wäre oder gar in die SA oder die SS. Mein Großvater galt als sympathisch, ehrlich, »gleichbleibend freundlich«, so heißt es in einem Dokument, das ich über ihn entdeckt habe, und darin steht auch, er sei ein »eifriger Verfechter der demokratischen Staatsidee« gewesen. Ich habe die Argumente hin- und hergewendet, die dafür oder dagegen sprechen, dass diese Einschätzung glaubwürdig ist. Inzwischen würde ich sagen: eher schon.

Mein Großvater ist in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges erschossen worden. Er wurde 38 Jahre alt. In meiner Familie galten die Leute um ihn herum als verdächtig, irgendwas mit seinem frühen Tod zu tun zu haben – seine Kollegen. Er sei anders gewesen als sie und habe zu viel gewusst von deren Machenschaften, so hieß es.

Meine Großmutter, seine Witwe, habe ich noch gut kennengelernt. Ich kann sie nicht objektiv beurteilen, weil ich sie sehr geliebt habe, aber ich kann bezeugen, dass sie Adolf Hitler immer ausgeschimpft hat, wenn er in einer Fernsehdokumentation auf Archivbildern zu sehen war. Sie war Musikerin, lebte in der klassischen Musik und mochte fast alle Komponisten, aber Hitlers Lieblingskomponisten Richard Wagner verachtete sie und schüttelte sich, wenn sein Tristan-Akkord auch nur angespielt wurde.

Weil ich diese Eindrücke von meinen Großeltern vor Augen hatte, wurde mir für einen Moment übel, als ich gemeinsam mit meiner Lektorin den Untertitel für mein Buch »Kornblumenblau« festgelegt habe. Das Buch erzählt von der

Suche nach meinem Großvater, wie er umkam, was er im Nationalsozialismus getan hat, und was all das mit mir heute macht. Und weil in meiner Familie über meinen Großvater gesagt wurde, er habe sich mit der synthetischen Herstellung des Kornblumenblaus befasst, entschied ich mich schnell für den Haupttitel, der sich auf diese schöne Farbe bezieht. Doch beim Untertitel zögerte ich. So wie er jetzt lautet, stellt er in voller Absicht einen Kontrast zu dem poetischen Haupttitel her und bringt meinen Großvater in Verbindung mit den größten Übeltätern der Geschichte: »Der geheimnisvolle Tod meines Großvaters 1945 und die Frage, was er mit den Nazis zu tun hatte.«

Es ist zwar genau die Frage, um die es mir geht, aber ich zögerte, weil ich fürchtete, dass durch sie die Indizien, die auf positive Weise für meinen Großvater sprechen, zunichtegemacht würden. Mir geht es damit nicht anders, als den meisten Deutschen: Wir wollen gute Großväter haben. Umfragen zeigen immer wieder, wie klein der Anteil derjenigen ist, die zugestehen wollen, dass ihre Vorfahren etwas mit Nazis zu tun hatten oder sogar selbst welche gewesen sind.

Warum ich der Frage nach den Verbindungen meines Großvaters zu den Nazis trotzdem nachgegangen bin und meine Suche dann auch noch öffentlich beschreibe? Da kamen unterschiedliche Gründe zusammen.

Über die Hauptkriegsverbrecher des Nationalsozialismus wissen wir das meiste. Sie tragen auch die größte Verantwortung, keine Frage. Doch schon knapp unterhalb der allerersten Riege wird unser Wissen diffuser. Das gilt auch für den Bereich, in dem mein Großvater gearbeitet hat. Er war Chemiker und

im Reichsamt für Wirtschaftsausbau angestellt, weil er sich mit Buna, synthetischem Kautschuk, auskannte, der massenweise im Krieg gebraucht wurde. Das Reichsamt hatte die Aufgabe, die Interessen des Chemiekonzerns I. G. Farben bei der NS-Regierung durchzusetzen und umgekehrt.

Noch vor 40 Jahren war besser bekannt, was der oberste Chef meines Großvaters, der Chemiker Carl Krauch, angerichtet hat. Als Präsident des Reichsamts für Wirtschaftsausbau und Aufsichtsratsvorsitzender der I. G. Farben war Krauch für die Belieferung der Wehrmacht mit Stoffen verantwortlich, die die Chemieindustrie produzierte. Krauch ließ gemeinsam mit I. G.-Farben-Direktoren dafür auch ein Buna-Werk in Auschwitz bauen. Nach dem Krieg wurde er wegen »Versklavung« von KZ-Häftlingen, so hieß es in der Begründung, zu sechs Jahren Haft verurteilt. Heute scheint das Wissen um die Rolle der deutschen Chemieindustrie im Holocaust zu wenig vorhanden zu sein. Ich wollte deshalb auf die Verbrechen hochrangiger Chemiker wie Krauch hinweisen.

Vor allem aber auf eine Erkenntnis, die ich nach meinen Archivrecherchen nicht mehr leugnen kann: Auch Untergebene wie mein Großvater, selbst wenn sie womöglich eine innere Distanz zum Regime gehabt haben sollten und als freundliche Menschen in Erinnerung blieben, hatten ihren Anteil daran, dass die Diktatur funktionieren konnte, dass Menschheitsverbrechen möglich wurden.

Ein weiterer Grund: Sosehr ich auch an mir selbst merke, warum viele Deutsche sich mehrheitlich lieber Illusionen machen wollen über ihre Vorfahren, finde ich, dass wir so nicht weitermachen sollten. Wir



Susanne Beyer: »Kornblumenblau. Der geheimnisvolle Tod meines Großvaters 1945 und die Frage, was er mit den Nazis zu tun hatte«. SPIEGEL-Buch bei DVA; 240 Seiten; 22 Euro.

können nicht einerseits die Erinnerungskultur als Teil unseres Selbstverständnisses ansehen und gleichzeitig verdrängen, welche Rolle Familienmitglieder damals spielten.

Und außerdem habe ich diesen Beruf, der mir in diesem Fall wie eine Verpflichtung erschien. Ein Klempner kennt sich mit den Funktionsweisen von Rohren aus, eine Journalistin hat das Handwerk des Recherchierens gelernt. Ich weiß, wie man an historische Informationen kommt, habe oft in Archiven mit Originaldokumenten gearbeitet, konnte also Tipps geben, wie auch andere Leute sich auf Spurensuche begeben können.

Natürlich wusste auch ich manches nicht, bevor ich mich intensiv auf meine Suche begeben habe. Ich hatte keine Ahnung, wie man einen Stammbaum erstellt oder welche biologischen Faktoren relevant sind, wenn man sich mit Vorfahren und deren Prägungen beschäftigt. Ich wusste auch nicht, an wen man sich wendet, wenn man Rechercheergebnisse psychisch verarbeiten möchte. Aber ich hatte die Möglichkeit, so etwas in Erfahrung zu bringen, es aufzuschreiben, dieses Wissen also zu teilen.

Es gibt aber auch noch einen entscheidenden Grund, warum ich meinte, keine Wahl zu haben, meinem Vorfahren hinterherzuspüren oder nicht. Immer wieder habe ich im Laufe meines Berufslebens mit Holocaustopfern gesprochen. Für sie ist es in der Regel nicht möglich, das, was gewesen ist, zu verdrängen. Die Opfer und deren Nachkommen leben mit Traumata, viele haben eine Unzahl von Toten im Rücken.

Natürlich: So eine Suche ist belastend. Ich war mir nicht sicher, ob es angemessen ist, hier darauf hinzuweisen, denn diese Belastungen sind in keiner Weise mit denen der Opferfamilien zu vergleichen. Aber es bringt auch nichts, es zu verschweigen, denn es hat ja seine Gründe, warum so viele Deutsche der Frage nach ihren eigenen Vorfahren ausweichen. Ich selbst wollte zwischendurch auch hinschmeißen und nichts damit zu tun haben, wenn es dunkel wurde um meinen Großvater. Ich hatte Phasen, in denen ich wirklich niedergeschlagen war. Außerdem können sich ganze Familien darüber zerstreiten, wenn jemand genauer hinschauen möchte. Ich habe ständig von solchen Fällen gehört, die Gefahr ist real,

und die Folgen sind teilweise dramatisch. Ich selbst bin von meiner Familie unterstützt worden, und das ist ein enormer Vorteil, den ich sehr zu schätzen weiß und nutzen wollte.

Bei meiner Suche haben sich viele Begegnungen ergeben – und das gehört zum ganzen Bild dazu –, die ich nicht missen möchte. Letztlich betrifft die Frage nach den NS-Verstrickungen alle Deutschen, deren Vorfahren zu der Zeit hier gelebt haben. Ich habe in den vergangenen Monaten Gespräche geführt, die auf besondere Weise offen und nachdenklich verliefen. Man spricht wirklich anders miteinander, wenn es um die eigenen Leute geht, als wenn von den Görings und Ribbentrops die Rede ist. Häufig geht es dann darum, wie man zu Urteilen kommt, die gleichermaßen gerecht und eindeutig sind. Es vertieft Beziehungen, wenn man sich gegenseitig dabei hilft, die richtigen Maßstäbe dafür zu finden.

Allerdings fällt es mir bis heute schwer, den Begriff »Täter« auf meinen Großvater zu beziehen. Auf einer abstrakten Ebene sehe ich ein, dass es sinnvoll ist, den Täterbegriff nicht nur auf NSDAP-, SA- oder SS-Mitglieder anzuwenden, sondern auch auf Mitwisser und Augenzeugen der Verbrechen, auch auf Befehlsempfänger. Aber intuitiv sträubt sich immer wieder etwas in mir, und dann ärgere ich mich über mich selbst.

Immerhin weiß ich jetzt, wo der Fehler liegt, wenn ich an »Täter«

Die Beschäftigung mit den Vorfahren aus dieser bestimmten Generation führt unweigerlich ins Heute.

denke, insbesondere an »Täter« des Nationalsozialismus. Ich glaube, bei mir und anderen beruht er auf einem Missverständnis über Täterschaft in der NS-Zeit, einem Missverständnis über das Wesen des Menschen. Ich habe das durch Yehuda Bauer und andere verstanden.

Der israelische Historiker sagte 1998 bei einer Rede im Deutschen Bundestag: »Das Fürchterliche an der Shoah ist eben nicht, dass die Nazis unmenschlich waren; das Fürchterliche ist, dass sie menschlich waren – wie Sie und ich.« Der deutsche Historiker Götz Aly knüpft in seinem Buch »Unser Nationalsozialismus« an diesen Satz an: »Ebendas, die Nähe, erklärt das weitverbreitete Bedürfnis nach maximaler Distanz. Aber die Mordtaten haben keine Außerirdischen verbrochen, genannt »die SS-Scher-gen«, »die Nationalsozialisten«, »die Intensivtäter«, »die Rassenideologen«, sondern normale Menschen aus allen Schichten der deutschen Bevölkerung.«

Wenn wir uns also mit unseren Vorfahren aus der NS-Zeit beschäftigen, werden wir Menschen begegnen, die abgründige Seiten hatten, aber oft auch freundliche. Wir werden Menschen begegnen, die anders geprägt wurden als wir, viele durch den Nationalismus und Rassismus der Kaiserzeit, doch im Prinzip waren sie uns ähnlich. Das bedeutet nicht, ihnen ihre Taten zu verzeihen, ihr Wegschauen und Mitmachen. Das bedeutet nicht, uns um die Frage herumzudrücken, warum es gerade die Deutschen waren, die zu solchen Untaten fähig waren. Es bedeutet aber, dass wir irren können, wenn wir auf unsere Vorfahren herabschauen und glauben, wir selbst und unseresgleichen würden nie tun, was sie getan haben.

Somit lautet die Botschaft unserer Vorfahren an uns, dass auch wir Heutigen gefährdet sind, dass auch wir in unsere Zeit gestellt sind und uns prüfen sollten, wem wir politisch folgen und ob wir uns richtig verhalten. Insofern erübrigt sich auch die Frage, ob wir unsere Kraft nicht lieber darauf verwenden sollten, uns mit heutigen Themen zu beschäftigen. Denn die Beschäftigung mit den Vorfahren aus dieser bestimmten Generation führt unweigerlich ins Heute.

Das aber sind doch wertvolle Botschaften aus der Vergangenheit. Viel wertvoller als jede beschönigende Geschichte über unsere Vorfahren es sein könnte. ■



Großvater der Autorin in Berlin 1942

Privat

»Ich vernehme zu oft den Wunsch, wir Juden sollten verzeihen«

ZEITZEUGEN 80 Jahre nach dem Ende des Holocaust beobachtet die Auschwitz-Überlebende Eva Umlauf bei den Deutschen eine Neigung zur Täter-Opfer-Umkehr.

Umlauf, 82, ist eine der letzten Holocaust-überlebenden in Deutschland. Die Jüdin wurde 1942 in einem Arbeitslager geboren und zwei Jahre später gemeinsam mit ihren Eltern ins Konzentrationslager Auschwitz deportiert. Der Transport erreichte das Lager am 3. November 1944. Tage zuvor waren einige Tausend Mütter mit ihren Kindern im Gas ermordet worden. Wegen des Heranrückens der Roten Armee stellte die SS nun aber die systematische Vernichtung ihrer Opfer ein, nur deswegen überlebten Umlauf und ihre im vierten Monat schwangere Mutter. Ihren Vater ermordeten die Nazis. Eva Umlauf studierte in Bratislava Medizin und folgte ihrem Ehemann, einem polnischen Schoa-Überlebenden, 1967 nach München. Hier arbeitete sie zunächst als Kinderärztin, heute betreibt sie eine psychotherapeutische Praxis.

SPIEGEL: Frau Umlauf, Sie arbeiten heute in München als medizinische Psychotherapeutin. Viele Ihrer Patienten sind vermutlich Nachkommen von Tätern im Nationalsozialismus.

Umlauf: Viele? Ich würde sagen: alle.

SPIEGEL: Jedenfalls waren viel mehr Vorfahren Täter, als es die meisten Nachkommen annehmen. Fällt es Ihnen manchmal schwer, sich um die Nachkommen derer zu kümmern, die Ihrer Familie nach dem Leben trachteten – oder die es jedenfalls mittrugen, dass der Holocaust stattfinden konnte?

Umlauf: Wissen Sie, ich lebe seit dem Ende der Sechzigerjahre in Deutschland und bin darauf eingestellt, dass die Nachkommen der Täter Probleme haben. Viele von ihnen haben Schuldgefühle. Es kommt auch häufig vor, dass sie glauben, selbst Juden unter ihren Vorfahren zu haben. Eine Patientin fand heraus, dass sie tatsächlich weit entfernt jüdische Vorfahren hat, und sagte dann immer wieder, sie habe Angst, in Deutschland zu leben.

SPIEGEL: Die Patienten wollen selbst jüdisch sein, um sich von Schuldgefühlen zu entlasten, wollen quasi emotional von der Täter- auf die Opferseite wechseln?

Umlauf: Ja, solche Wünsche stecken wohl dahinter. Bei dieser Patientin nahm es pathologische Züge an.

SPIEGEL: Wie erklären Sie sich, dass sich nur ein kleiner Teil der Deutschen vorstellen kann, dass die eigenen Vorfahren Täter gewesen sind?

Umlauf: Wir dürfen nicht vergessen: Viele sind ihr Leben lang angelogen worden. Mir erzählte eine Frau, ihr sei immer gesagt worden, ihr Großvater habe eine Lungenkrankheit gehabt und sei deswegen nie im Krieg gewesen. Sie fand dann aber heraus, dass er die Aufgabe hatte, in die Zäune von Auschwitz Strom einzuführen, damit die Häftlinge, die fliehen wollten, an den elektrischen Stößen starben. Wie fühlt sich so jemand, der herausfindet, dass er angelogen wurde? Niemand will einen Opa haben, der so etwas gemacht hat. Aber wenn man jemanden anlügt, wird doch nichts besser.

SPIEGEL: Vielleicht hat in diesem Fall schon der Großvater selbst nie erzählt, was genau er gemacht hat.



Zeitzeugin Umlauf*

Umlauf: Das ist möglich. Die Männer kamen nach dem Ende des Krieges als Verlierer in ihre Familien zurück, hatten einem verbrecherischen Regime gedient und waren im Krieg unterlegen. Der Film »Das Wunder von Bern« fängt das sehr gut ein. Es ist eine Vater-Sohn-Geschichte. Der Vater kommt aus dem Krieg zurück und wird in seiner Familie eigentlich nicht mehr gebraucht. Von seinem Sohn wird er als Fremder, als Eindringling wahrgenommen. Vater und Sohn fahren dann gemeinsam zu diesem Fußballspiel, bei dem die Deutschen Weltmeister wurden ...

SPIEGEL: 1954 war das, in Bern.

Umlauf: Ja. Erst als die Deutschen sich wieder als Sieger fühlen konnten, auch wenn nur eine Sportmannschaft ein Spiel gewonnen hat, fanden die Väter in ihre Familien zurück.

SPIEGEL: Der Krieg hatte sich irgendwann gegen die deutschen Angreifer gerichtet. Die Städte waren bombardiert worden, über fünf Millionen Soldaten der Wehrmacht waren gefallen, Deutsche mussten fliehen. Das führte dazu, dass sich manche von ihnen in der Nachkriegszeit selbst als Opfer fühlten.

Umlauf: Ich gehe zu bestimmten Einladungen gar nicht mehr hin, weil ich schon weiß, was da auf mich zukommt. Wie oft habe ich den Satz gehört, Hitler habe dem eigenen Volk so viel angetan.

SPIEGEL: Wenn es um die Kriegserlebnisse der Deutschen geht, ist in der alltäglichen wie auch in der Fachsprache von »Trauma« die Rede – genauso wie bei den Opfern des Holocaust. Was halten Sie davon?

Umlauf: Nun, wenn jemand zum Beispiel die Bombenangriffe auf Dresden im Februar 1945 erlebt hat, dann ist er traumatisiert. So jemand sollte sich trotzdem die Frage stellen, warum Dresden überhaupt bombardiert worden ist. Es ist dieser eine Satz, der mir in Gesprächen oft fehlt: die Einordnung des eigenen Leids in die politischen Ursachen und der Verantwortung der Deutschen für diese Ursachen.

SPIEGEL: Die Alliierten wollten die Deutschen damals zum Aufgeben bewegen.

Umlauf: Ja, und wer nicht dazu sagt, dass es ohne den Nationalsozialismus diese Bomben nicht gegeben hätte, wer nur das eigene Leid im Krieg sieht, der betreibt eine Täter-Opfer-Umkehr.

SPIEGEL: Müssten neue Begriffe gefunden werden, mit denen die Traumata voneinander unterschieden würden?

Umlauf: Wichtig ist vor allem, dass sich die Deutschen klarmachen, dass sich Traumata in den Familien der Opfer und denen der Täter unterschiedlich zeigen.

SPIEGEL: Inwiefern?

Umlauf: Als Opfer des Holocaust leben Sie in amputierten Familien. Wir hatten keine Oma, wir hatten keine Tante und keine Cousine. Wenn mir als Kind ein anderes Mädchen sagte, sie trage einen Pullover, den ihre Oma gestrickt habe, konnte ich mir das gar nicht vorstellen. Oder ein anderes Beispiel: Meine Mutter, meine Schwester und ich haben ja bis

* Bei Besuch in der KZ-Gedenkstätte Auschwitz 2023.

Ende der Sechzigerjahre in der Slowakei gelebt. Meine Mutter hat jedes Wochenende ganze Bleche Hefekuchen gebacken, mit Nüssen und Schokolade, Kakao und Mohn. Ich fragte sie: Wer soll das essen? Sie antwortete: Vielleicht kommt ja jemand.

SPIEGEL: Ihre Mutter wollte die Illusion aufrechterhalten, eine große Familie zu haben?

Umlauf: Vermutlich. Sie kannte es aus ihrer eigenen Kindheit, dass am Wochenende die Familie zusammenkommt. Nun aber waren die meisten tot. In dem Ort, in dem wir nach dem Krieg lebten, wohnten noch fünf übergebliebene jüdische Familien. Die immerhin kamen dann zu uns zu Besuch.

SPIEGEL: Ihre Mutter war in Auschwitz schwanger, Ihre Schwester Nora wurde nach der Befreiung des Lagers dort geboren, hat »Auschwitz« als Geburtsort in ihrem Pass stehen. Ihre Mutter war später oft krank, starb dann an einem dritten Herzinfarkt. Wie deuten Sie als Ärztin das Krankheitsbild Ihrer Mutter?

Umlauf: Sie hatte tatsächlich sowohl physische als auch psychische Probleme, die sicher miteinander zu tun hatten und eine Folge ihres Traumas waren. Sie ist am Ende ihres Lebens schwer depressiv geworden und im Alter von 72 Jahren gestorben.

SPIEGEL: Erhöhen Traumata das Risiko für Herzinfarkte?

Umlauf: Ja, diese Traumata machen körperlich krank.

SPIEGEL: In der Altersforschung heißt es, dass sich die Folgen von Traumata im Alter oft deutlicher zeigen als in den Jahrzehnten davor. Woran liegt das?

Umlauf: Im Alter fehlt die Kraft, die Trauer zu unterdrücken.

SPIEGEL: Merken Sie das auch bei sich selbst?

Umlauf: Ich bin viel strenger geworden. Ich kann, wie gesagt, diese alten Deutschen, die sich wegen ihrer Kriegserlebnisse ständig selbst bemitleiden, nicht mehr ertragen. Und dazu stehe ich heute.

SPIEGEL: Inwiefern wirkt sich die Tatsache, dass viele Deutsche ihre Familiengeschichte in der NS-Zeit immer noch verdrehen und verdrängen, auf die heutige politische Lage aus?

Umlauf: Sie scheinen mir oft nicht in der Lage zu sein, zu sehen, was kommt. Sie sind so naiv. Schauen Sie, ich war bei der diesjährigen Holocaustgedenkstunde am 29. Januar zu Gast im Bundestag. Am selben Tag – ich war gerade auf der Rückfahrt nach München – lässt der CDU-Vorsitzende Friedrich Merz es zu, dass seine Partei bei einem Migrationsthema gemeinsam mit der AfD abstimmt.

SPIEGEL: Sie haben darüber einen offenen Brief in der »Süddeutschen Zeitung« geschrieben mit der Überschrift: »Tun Sie es nicht, Herr Merz«.

Umlauf: Den habe ich noch in der Nacht meiner Rückkehr aus Berlin geschrieben. Wer so etwas wie Merz tut, kann das doch nur machen, wenn ihm das Gespür für die Geschichte fehlt. Und wenn er die AfD für



Ärztin Umlauf in ihrer Münchner Wohnung

nicht so gefährlich hält, wie sie es aber in Wirklichkeit ist.

SPIEGEL: Haben Sie noch ein anderes Beispiel für das, was Sie politische Naivität der Deutschen nennen?

Umlauf: Wer hat hier nicht noch Anfang 2022 alles gesagt, Russland würde die gesamte Ukraine niemals angreifen. Mir war klar, dass es so kommt, als Russland Monate vorher seine Truppen vor der ukrainischen Grenze für Militärmanöver zusammenzog.

SPIEGEL: Entwicklungen voraussehen zu können, hat etwas mit Erfahrung zu tun.

Umlauf: Ich habe dieses Bauchgefühl, und das liegt wohl an meiner Erfahrung. Ich habe ja auch noch Stalin erlebt und meine jungen Jahre in der Tschechoslowakei verbracht, also im Einflussbereich der Sowjetunion. Ich weiß, wie Diktatoren sich verhalten.

SPIEGEL: Und die Deutschen, die zwei Diktaturen erlebt haben, wissen es nicht?

Umlauf: Jedenfalls ziehen sie oft nicht die richtigen Schlüsse daraus. Die Leute, die in der DDR gelebt haben, wussten ja auch, wozu die Sowjetunion in der Lage war. Aber heute scheinen sie vergessen zu haben, wie viele Mauertote es gab, wie viele Kinder ins Heim mussten, weil ihre Eltern ins Gefängnis kamen. Wenn sie es noch wüssten, würden sie heute nicht die AfD wählen und herumsitzen und jammern, wie schlecht es ihnen geht. Ich meine damit nicht alle. Es gibt viele gescheite Leute. Aber der Großteil benimmt sich, als wäre sein Gehirn ausgeschaltet.

SPIEGEL: Wirkt sich die Neigung von Deutschen zur Geschichtsverdrehung auch auf das Verhältnis zu Jüdinnen und Juden aus?

Umlauf: Die Juden hat man immer gehasst. Aber es war lange nicht mehr so laut, nicht so salonfähig wie heute. Doch das ist nicht nur in Deutschland so. Obwohl die Hamas noch jüdische Geiseln in ihrer Gewalt hat, stellen sich junge Leute an den Universitäten der

USA und überall auf der Welt ausschließlich auf die Seite der Palästinenser.

SPIEGEL: Es ist schwierig festzustellen, was hier Antisemitismus ist und was eine berechtigte Kritik an der brutalen Art und Weise, wie Israels Premierminister Benjamin Netanyahu Krieg gegen die Palästinenser führt.

Umlauf: Netanyahu ist ein Unglück für Israel und viel zu oft gewählt worden. Aber es protestieren auch viele Israelis gegen ihn. Das wird ständig übersehen, es wird gleich das Existenzrecht Israels angezweifelt. Die Existenz Israels ist für uns Juden aber wahnsinnig wichtig. Wenn es dieses Land als Zufluchtsort nicht mehr gibt, dann sind wir nirgendwo mehr sicher.

SPIEGEL: Warum sind Sie mit Mitte zwanzig überhaupt nach Deutschland gegangen, ins Land der Täter?

Umlauf: Ich dachte nie, dass ich in Deutschland wohnen werde. Aber ich habe einen polnischen Überlebenden geheiratet. Mein Mann lebte in München, also zog ich zu ihm. Ich hatte am Anfang kaum Kontakt zu Deutschen. Mein Mann ist dann aber mit 44 Jahren bei einem Unfall gestorben, also musste ich arbeiten, um meine Kinder zu ernähren. Ich arbeitete dann, wie vorher schon in der Tschechoslowakei, als Kinderärztin. Über diese Kinder, die lange Zeit nach dem Krieg geboren sind, bekam ich Zugang zu den Deutschen.

SPIEGEL: Welche Art von Verhältnis ist zwischen Ihnen als Holocaustopfer und nicht jüdischen Deutschen heute möglich?

Umlauf: Wir können miteinander reden, aber so schnell können wir keine Freunde werden. Das Wort Versöhnung höre ich zwar nicht so oft, aber ich vernehme zu oft den Wunsch, wir Juden sollten verzeihen. Das kann keiner von mir verlangen. Ich soll den Tod von sechs Millionen Juden verzeihen? Wie könnte ich das?

Interview: Susanne Beyer



Jedzej Nowicki / DER SPIEGEL

Aktivist Tarasiewicz



Grabmal des unbekannten Soldaten in Warschau

Schmerzen der Vergangenheit

REPARATIONEN Polen hat von Deutschland eine riesige Summe als Entschädigung für den Zweiten Weltkrieg gefordert. Oft wird das als Manöver der rechten PiS-Partei abgetan. Wer mit polnischen Bürgern spricht, merkt schnell: Dahinter steckt mehr. *Von Nadia Pantel*

In Agata Bańkowskas Wohnzimmer steht ein schwerer Holzschrank, den seit gut 100 Jahren niemand verschoben hat. Wenn man ihn öffnet, verwandelt sich die vordere Schranktür in eine Schreibtischplatte, und eine Reihe Schubladen wird sichtbar. Vergangenes Jahr, es war ihr 37. Geburtstag, sagt Bańkowska, klemmte eine der Schubladen. Bańkowska rüttelte am Holz und stellte fest, dass sich ein schmales Brett lösen ließ. Sie nahm es heraus, fand einen Hohlraum und zwei hölzerne Kisten. Bańkowska zog sie hervor, und das Wort Geburtstagsgeschenk ist zu klein für das, was sie fand. Es waren Fotos ihrer Großeltern und Urgroßeltern, von Picknicks und Ausflügen, vom Bau des Hauses, in dem nun der Schrank steht. Bilder und Erinnerungsstücke, die ir-

gendjemand vor mehr als 85 Jahren in Sicherheit bringen wollte.

Stünde der Schrank in einer anderen Stadt als Warschau, wäre er nur alt. Doch hier, wo 1944 beinahe alles zerstört wurde, ist er ein Wunder. Er wurde von den deutschen Besatzern während des Zweiten Weltkriegs ebenso genutzt wie von den Familien, die nach 1945 während des Kommunismus hier lebten. Als Bańkowskas Familie ihr Haus in den Achtzigerjahren zurückkaufte, wartete im Wohnzimmer der Schrank auf sie. Bis er sein Geheimnis preisgab, dauerte es drei Jahrzehnte.

Die Geschichte des Schranks und des Hauses reicht zurück bis in die Zeit nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, 1918. Damals feierte Polen seine wiedergewonnene Unabhängigkeit, Warschau wurde zur Hauptstadt

der Zweiten Polnischen Republik. Für Agata Bańkowskas Familie waren die Boomjahre der Stadt auch persönliche Erfolgsjahre – ihr Urgroßonkel war in den Zwanzigerjahren am Wiederaufbau der Poniatowski-Brücke über die Weichsel beteiligt.

Eine große silberne Münze, versteckt und gefunden in der Geheimschublade, erinnert an die Einweihung des Baus. In dieser Zeit entstand im Warschauer Stadtteil Mokotów ein neues Wohngebiet, Villen für die neue Elite der jungen Republik. In eines der Häuser zog Bańkowskas Urgroßonkel, so kam es in den Familienbesitz. An Spuren im Türrahmen der Küche kann man erkennen, dass für Bańkowskas lange verstorbene Verwandte genau dort eine Schaukel angebracht wurde, wo nun ihre Tochter Irena hin und her



Jędrzej Nowicki / DER SPIEGEL



Jędrzej Nowicki / DER SPIEGEL

Nachfahrin Bańkowska

schwingt. Doch dieses Schaukeln ist nicht Ergebnis heiterer Kontinuität, sondern das einer komplizierten Rückkehr.

Als die Deutschen 1939 Polen überfielen, annektierten sie auch das Haus von Bańkowskas Familie. In einem Buch über den Warschauer Aufstand kann man es nachlesen: Im Obergeschoss brachten die Männer der Gestapo ihre Familien unter, eine Etage tiefer wurden Häftlinge gefoltert und verhört. Vielleicht, sagt Bańkowska, auch in dem Zimmer, in dem nun ihre beiden kleinen Töchter schlafen. Sie glaubt nicht an Geister, sagt sie, aber falls es doch welche gibt, dann gehe sie davon aus, dass die Geister ihrer Familie stärker sind als die der Deutschen.

Es war vor knapp drei Jahren, da lachten Bańkowskas Warschauer Freunde: Hast du gehört, die Spinner von der PiS fordern Reparationen von Berlin! Bańkowska bewegt sich als Kunstepertin in einem liberalen, weltläufigen Milieu, in dem der Übervater der PiS-Partei, Jarosław Kaczyński, und die Seinen gar nicht erst versuchen, auf Wählerfang zu gehen. Doch Bańkowska erinnert sich, wie ihre Freunde sich über die Reparationsdebatte lustig machten und wie sie sagte: An den Forderungen ist schon was dran.

Am 1. September 2022, auf den Tag genau 83 Jahre nachdem Adolf Hitler Polen angreifen ließ, hatte die polnische Regierung den

Deutschen eine Rechnung vorgelegt. Eine Expertenkommission hatte jahrelang ausgewertet, welcher Schaden den Polen durch dieses Verbrechen entstanden war, und präsentierte nun die Summe: 6.220.000.000.000 Złoty, umgerechnet 1,316 Billionen Euro. Ein so astronomisch hoher Betrag, dass auch in Warschau niemand damit zu rechnen schien, dass Berlin ihn tatsächlich zahlen würde.

In der deutschen Berichterstattung wurden die Reparationsforderungen als politisches Manöver der PiS interpretiert. Es hieß, die rechtspopulistische Regierung in Warschau instrumentalisiere antideutsche Ressentiments, um von innenpolitischen Problemen abzulenken. Und überhaupt: Für Deutschland ist die Reparationsfrage geklärt. Nach dem Krieg erhielt die Sowjetunion das Recht auf Reparationsleistungen aus ihrer eigenen Besatzungszone (der späteren DDR), die sie auch an Polen weiterreichen sollte. 1953 hat Polen in einem Abkommen mit der DDR auf weitere Entschädigungen verzichtet.

Wäre die Sache so einfach, dann müsste es inzwischen still um die Reparationsfrage sein. Schließlich hat der EU-freundliche Donald Tusk 2023 die Nationalisten um Jarosław Kaczyński an der Macht abgelöst. Doch die Debatte hat nicht nur eine juristische und eine politische Dimension, sondern auch eine emotionale. Seit Jahren sagt die Mehrheit der

Polen, dass Deutschland bei ihrem Land in der Schuld stehe, so zuletzt auch in einer Umfrage aus dem August 2024. Soll Deutschland Reparationen zahlen? 58 Prozent der Befragten antworteten: Ja.

Hinter diesem Ja steht nicht der Wunsch nach Vergeltung oder Rache. Dafür ist das Deutschlandbild der Polen, das regelmäßig im »Deutsch-Polnischen Barometer« ermittelt wird, zu positiv und zukunftsgerichtet. Es geht viel eher um ein tief empfundenes Gefühl der Ungerechtigkeit. Zwei Drittel der Polen assoziieren Deutschland mit »Modernität« und »guter Wirtschaftsentwicklung«, und 59 Prozent der Befragten sagen, es gebe »gute Beziehungen« zwischen Polen und Deutschland.

Letzteres sehen 57 Prozent der befragten Deutschen genauso. Bei einer spezifischen Frage klaffen die Wahrnehmungen jedoch weit auseinander. Was verschlechtert die Beziehungen? 60 Prozent der Polen finden: »Die unzureichende Aufarbeitung der deutschen Kriegsverbrechen in Polen und die fehlende Wiedergutmachung durch Deutschland mit Blick auf die Verluste Polens im Zweiten Weltkrieg.« Dieser Aussage stimmen nur 31 Prozent der Deutschen zu.

2024 sagten 20 Prozent der Polen, sie assoziierten mit Deutschland die Begriffe »Besatzer und Aggressor«, also die Zeit des Zweiten Weltkriegs. In Deutschland hingegen

verbinden nur 5 Prozent der Befragten Polen mit der Vergangenheit. Die Deutschen haben offenbar weitgehend vergessen, was sie ihrem Nachbarland im Zweiten Weltkrieg angetan haben. Die Polen nicht.

Agata Bańkowska sitzt in ihrem Warschauer Wohnzimmer mit Blick auf den Schaukeltürrahmen. Über ihr hängt ein Gemälde, das zwei Männer vor einer Windmühle zeigt, wie Don Quijote und Sancho Panza. Ein Freund des Großvaters hat das Bild gemalt, es sagt: Verkämpfe dich nicht, schau nach vorn. Und Bańkowska ist einverstanden, ihr Blick geht in die Zukunft.

Nur lassen sich die Schmerzen der Vergangenheit nicht immer zur Seite schieben. Wie auch, wenn die Entdeckung einer Geheimanschuldung nicht nur schwarz-weiße Sommerfotos in die Gegenwart holt, sondern unvermeidbar auch Erinnerungen an Vertreibung, Enteignung, Mord.

Bańkowskas Urgroßeltern besaßen in der polnischen Stadt Strzelno ein Gestüt und einen landwirtschaftlichen Betrieb. Als die Wehrmacht 1939 den Ort erreichte, erklärte sie nicht nur die wertvollen Pferde und die Ländereien samt Wodkafabrik zu deutschem Besitz, sie nahm auch Bańkowskas Urgroßeltern fest. Die Nationalsozialisten töteten und verhafteten gezielt die polnische Elite und nannten dieses Verbrechen »Intelligenzaktion«. Angestellte wurden erschossen, die Urgroßeltern wurden nach Dachau deportiert, Bańkowskas Urgroßvater konnte nach Ende des Krieges nach Warschau zurückkehren, die Urgroßmutter starb in dem deutschen Konzentrationslager. Auch ihre Tochter, Bańkowskas Großmutter, war in einem Zug, der nach Dachau fuhr, doch sie war als damals 20-Jährige klein und schmal genug, um sich durch ein Fenster in die Freiheit zu retten. Während des Warschauer Aufstands 1944 arbeitete sie als Spionin und Krankenschwester für die polnische Heimatarmee.

Im heutigen Warschau zeigt Agata Bańkowska ein Foto ihrer Großmutter, die strahlend einen jungen Hund auf dem Arm hält. Bańkowska schaut sich diese glückliche Frau an, lächelt und erzählt dann eine Geschichte aus dem Jahr 1944. Wie ihre Großmutter von einem Wehrmachtsoffizier umworben wurde, wie dieser ihr einen Welpen schenkte, eine Französische Bulldogge, und wie er, als er verstand, dass die Großmutter ihn für den polnischen Widerstand aushorchte, den Welpen in ihren Arm legte, zielte und das Tier erschoss.

Sie ist mit diesen Geschichten groß geworden, sagt Bańkowska. Mit diesem Gefühl, dass immer jemand kommen kann, der einem alles nimmt. »Mich hat das widerstandsfähiger gemacht«, sagt sie, »ich weiß, was meine Vorfahren erlebt haben, mich haut so schnell nichts um. Aber ich spüre auch, dass sie mir ein Trauma vererbt haben, ich frage mich ständig, wohin ich fliehen soll, wenn wieder ein Krieg kommt.« Polin zu sein, bedeutet für sie, Angst vor den Nachbarn zu haben. Sie nennt nur Russland, nicht Deutschland, und

»Ich spüre, dass meine Vorfahren mir ein Trauma vererbt haben.«

Agata Bańkowska

doch verwendet sie den Plural: beide Nachbarn, nicht ein Nachbar.

Die Frage, ob Deutschland Reparationen zahlen sollte, beschäftigt Bańkowska noch einmal intensiver, seit Russland die Ukraine angegriffen hat. Als die PiS an der Macht war, fand Bańkowska es wichtiger, sich gegen deren Angriffe auf Frauenrechte zu wehren, als sich mit deutscher Wiedergutmachung auseinanderzusetzen. Aber sie hat das Gefühl, dass die Berliner Abwehrhaltung gegenüber Reparationsforderungen ein falsches Signal sendet. Sie hat keine konkreten Zahlen im Kopf, keinen Geldbetrag, den sie für angemessen hält, sie findet nur: »Alle sollten wissen, dass man für Aggressionen und Angriffe zur Rechenschaft gezogen werden kann.«

Verlässt man ihr Haus und läuft ein paar Minuten durch die Straßen des Stadtviertels Mokotów, wirkt es auf einmal nicht mehr, als läge die Zeit der Besatzung lange zurück. An einer Straßenecke wurde eine schützende Glasplatte über einem Graffiti angebracht, schwarze Farbe auf grauem Putz, hingemalt im Jahr 1942. Man sieht einen Galgen, an dem ein Hakenkreuz hängt. Nazis haut ab – eine Erinnerung an den polnischen Widerstand gegen die deutschen Besatzer.

Völlig egal, wer gerade Polen oder Warschau regiert, ob Rechte oder Liberale – niemand käme auf die Idee, dieses Symbol zu übermalen. Weil es für den Kern der Warschauer Identität steht, für den Kampf gegen die Brutalität und Entmenslichung durch die Wehrmacht, für den Widerstand der Juden und Jüdinnen im Warschauer Ghetto ebenso wie jenen im Warschauer Aufstand. Dass so wenige dieser Graffiti übrig geblieben sind, liegt nicht an ihrer ursprünglichen Zahl, sondern daran, dass Deutschland die polni-

sche Hauptstadt 1944 Straßenzug um Straßenzug in Schutt und Asche legte.

Als zu PiS-Zeiten eine Kommission um den Abgeordneten Arkadiusz Mularczyk die Höhe der Reparationsforderungen errechnete, kam sie womöglich deshalb auf so eine irrwitzig hohe Summe, weil jede kleinere Summe sich falsch angefühlt hätte. Mularczyk und seinem Team ging es darum, das Unfassbare in Zahlen zu übersetzen, und die konnten nur eines sein: unfassbar hoch. Während der deutschen Besatzung wurden in Polen von 1939 bis 1945 fast sechs Millionen Menschen ermordet, ein Sechstel der Gesamtbevölkerung.

Die Nationalsozialisten planten nicht nur die Vernichtung jüdischen Lebens, sie waren auch von antislawischem Rassismus getrieben. »Die deutsche Besatzungspolitik zielte darauf ab, die polnischen Eliten zu vernichten, Ärzte, Lehrer, Ingenieure, Professoren, Geistliche, Unternehmer und Politiker. Das war ein Verlust, der selbst über viele Generationen nicht wieder aufzuholen ist«, sagte Mularczyk 2018 in einem Gespräch mit dem SPIEGEL. Und: »Bei Ihnen gibt es doch den Spruch: Fahr nach Polen, dein Auto ist schon da. Wir könnten sagen: Fahr nach Deutschland, deine Wert-sachen sind schon da.«

Mularczyk formuliert es polemisch, doch viele Polen teilen Mularczyks Empörung. Da überfällt ein Land das andere, startet einen Vernichtungsfeldzug gegen die Bevölkerung, und nur eine Generation später macht sich das Land der Täter über die Armut im Land der Opfer lustig, als hätten die eigenen Verbrechen nichts damit zu tun.

Die Tusk-Regierung hat die Reparationsforderungen der PiS nicht erneuert. Anders als ihre Vorgängerin sucht sie nicht den offenen Streit mit Berlin, sondern eine gute nachbarschaftliche Zusammenarbeit. Und doch kann jeder Beobachter feststellen, dass auch unter Tusk die deutsch-polnischen Beziehungen nicht recht an Wärme gewinnen wollen. Im Juli 2024 fanden die ersten deutsch-polnischen Regierungskonsultationen seit November 2018 in Warschau statt, und über dem Treffen lag ein Schatten.

Bundeskanzler Olaf Scholz sagte, er wolle sich »um Maßnahmen zur Unterstützung der noch lebenden Opfer des deutschen Angriffs und der Besatzung in den Jahren 1939 bis 1945 bemühen«. Konkrete Zusagen machte er nicht, nannte keine Zahlen und keinen Plan. In Polen war die Irritation groß. 80 Jahre sind vergangen, und die Deutschen wollen sich »bemühen«? Die so unterschiedliche Wahrnehmung der Vergangenheit wird zum politischen Problem der Gegenwart, vor dem auch die neue deutsche Bundesregierung von Friedrich Merz stehen wird.

Der Krieg, den Deutschland gegen Polen führte, war nicht nur ein militärischer Feldzug, er war ein Angriff auf Kultur und Identität des Landes. Was das bedeutet, kann man noch heute sehen. Zum Beispiel, weil Gemälde, die früher in polnischen Museen und Häusern hingen, verschwunden sind – oder nach dem



Bańkowska-Familienfotos

Jędrzej Nowicki / DER SPIEGEL

Krieg an deutschen Wänden wieder auftauchen. So wie Leonardo da Vincis »Dame mit dem Hermelin«, die heute wieder im Czartoryski-Museum in Krakau zu sehen ist, nachdem sie 1939 von den deutschen Besatzern gestohlen und nach Berlin gebracht wurde.

Welche Folgen diese Plünderungen hatten, wurde in Polen im vergangenen Winter diskutiert. 2023 fand der polnische Historiker Paweł Figurski Fragmente eines mittelalterlichen Dokuments aus der Weichselstadt Płock in der Staatsbibliothek zu Berlin. Figurski arbeitet am Institut der Künste an der Polnischen Akademie der Wissenschaften, und diesen Ort schlägt er auch für ein Interview vor. Auf seinem Computer hat er Fotos des gefundenen Fragments dabei. »Es ist in keinem guten Zustand«, sagt Figurski und zeigt auf das beschädigte Pergament.

Es handelt sich um die möglicherweise älteste Niederschrift des Liedes »Gaude Mater Polonia« (»Freue dich, Mutter Polen«) aus dem 14. Jahrhundert. »Gaude Mater Polonia« ist eine Hymne zu Ehren des heiligen Stanislaus aus dem 13. Jahrhundert, die in der Neuzeit zum patriotischen Lied der polnisch-litauischen Adelsrepublik wurde. Aus Historikersicht seien die Fragmente nicht bahnbrechend, schließlich sei der Text der Hymne bereits bekannt gewesen, sagt Figurski. Doch politisch haben sie Gewicht. Ein Dokument, das zum Kern des polnischen Kulturguts gehört, wurde im Krieg verschleppt, lag in Berlin unbemerkt in einer Box und geriet in Vergessenheit. Deshalb wurde das kleine Fragment 2024 in Polen zum öffentlichen Thema.

Figurski kommt aus der Nähe von Płock, jener Stadt, aus der das gefundene Fragment stammt. In einer Ecke des Pergaments sieht man einen blauen Stempel: »Płock«. Es ist das Zeichen der Bibliothek des örtlichen Priesterseminars. Die deutschen Besatzer plünderten 1940 die Bibliothek und brachten ihren Inhalt nach Königsberg. »Die Deutschen haben nicht offen dazu gestanden, dass sie Dokumente und Bücher gestohlen haben, in ihrer Propaganda haben sie den Diebstahl als zivilisatorischen Akt inszeniert«, sagt Figurski. So könne man es in den Archiven der deutschsprachigen Zeitung von Płock nachlesen. Den Bischof von Płock, Antoni Julian Nowowiejski, der sein Leben unter anderem der Pflege der Bibliothek verschrieben hatte, deportierten die Nationalsozialisten in das Konzentrationslager Soldau, wo er 1941 starb.

Noch gibt es keine konkreten Rückgabepläne für das in Berlin aufgetauchte Fragment der »Gaude Mater Polonia«. Figurski hofft, dass es bald in Płock, in seiner Heimatstadt, ausgestellt werden können.

Wie sehr den Wissenschaftler die Zerstörung der historischen Dokumente berührt, spürt man, als er zum Ende des Gesprächs noch einen kurzen Spaziergang zum Palais Krasiński vorschlägt. Diese Barockresidenz im Zentrum Warschaus wurde 1944 von der Wehrmacht zerstört, nur ein Teil der Fassade



Brennendes Warschau 1939

blieb stehen. Seit 2024 kann man das wiederaufgebaute Gebäude besichtigen.

Figurski führt eine breite weiße Treppe hinauf, über glänzendes Parkett, und stellt sich vor einen kleinen Raum, in dem ein Feuer an die Wand projiziert wird. In der Mitte des Raums steht eine gläserne Urne. Hier lagert die Asche von Büchern, die nach der Niederschlagung des Warschauer Aufstands durch deutsche »Brandkommandos« zerstört wurden. Zehntausende Drucke, aus dem 18. Jahrhundert ebenso wie aus dem Mittelalter, Zeichnungen, Partituren, Theaterstücke und Karten wurden vernichtet. Außerdem Hunderttausende Bücher in verschiedenen Bibliotheken, in denen gezielt Feuer gelegt wurde. In Warschau sprechen heute manche von einem »Bookicide« – einem Massenmord an Wissen und Bildung.

Kunstwerke, die niemand mehr betrachten kann, Bücher, die niemand mehr lesen kann, Familien, die ausgelöscht wurden. All das Leid kann man nicht nur zu einer Summe von 1,3 Billionen Euro addieren, man kann es auch in der Stimme von Jerzy Tarasiewicz hören. Tarasiewicz wurde am 7. Mai 1942 als Kind polnischer Eltern in einem deutschen Arbeitslager in der Nähe von Magdeburg geboren. Sein Vater wurde gefangen genommen, weil er versucht hatte, die Stadt Kutno gegen die Wehrmacht zu verteidigen. Seine Mutter wurde während einer »łapanka« festgenommen, so nennt man in Polen die Razzien, bei denen SS-Leute und Gestapo wahllos Zivilisten auf der Straße festnahmen.

Heute lebt Jerzy Tarasiewicz in Danzig und ist Vorsitzender der örtlichen »Vereinigung für Polen, die im Dritten Reich unterdrückt wurden«. Die noch lebenden Mitglieder wurden in den Dreißiger- und Vierzigerjahren geboren, sie unterstützen einander im Alltag und bei Behördengängen. Tarasiewicz sitzt in Anzug und Krawatte vor seinen Notizen, er will die Anliegen des Vereins so klar und nüchtern wie möglich vortragen.

Doch als er von seiner Kindheit erzählt, bricht ihm die Stimme. Die ersten Erinnerungen seines Lebens sind die an Hunger und an die deutsche Sprache. Seine Eltern müssen den ganzen Tag arbeiten, die Kinder der Inhaftierten werden von deutschen Frauen bewacht, niemand darf Polnisch reden. »Das Schlimmste war, dass sie uns germanisieren

wollten«, sagt Tarasiewicz und muss eine kurze Pause machen. Als seine Familie nach Ende des Krieges zurück nach Hause konnte, sprach ihr Sohn kein Polnisch mehr.

Als Olaf Scholz im vergangenen Sommer gemeinsam mit Donald Tusk eine Pressekonferenz gab, verfolgte Tarasiewicz die Nachrichten genau. Er gehörte zu denen, die hofften, dass Scholz eine konkrete Summe nennen würde, die von Deutschland an die noch lebenden polnischen Opfer der NS-Zeit ausgezahlt werden soll. Doch nichts passierte. Er wolle sich nicht politisch äußern, sagt Tarasiewicz, er könne nur berichten, dass er beinahe wöchentlich Beileidskarten an die Hinterbliebenen von verstorbenen Vereinsmitgliedern schreibe. Noch sind sie hier in Danzig und Umgebung 900, doch sie werden schnell weniger.

Seine Eltern, sagt Tarasiewicz, hätten nie eine Entschädigungszahlung bekommen. Er selbst und seine Brüder hätten in den frühen Nullerjahren etwa 3000 D-Mark erhalten von der Stiftung Polnisch-Deutsche Aussöhnung. »Wir haben das Geld genutzt, um unsere Familie zu einem großen Picknick einzuladen«, erinnert sich Tarasiewicz. Sie besorgten ein Schwein, das sie über einem offenen Feuer drehten. So habe das Geld allen eine Freude gemacht. »Aber«, sagt Tarasiewicz, »wir haben auf dem Fest auch erzählt, wie uns unsere Kindheit gestohlen wurde.«

Im Mai 2024 wurde Tarasiewicz gemeinsam mit anderen Überlebenden nach Weimar eingeladen zur Eröffnung des Museums »Zwangsarbeit im Nationalsozialismus«. Unter den Ehrengästen war auch die deutsche Kulturstatsministerin Claudia Roth. Tarasiewicz erinnert sich, wie sie ihn gefragt habe, was er denn da für ein »P« an der Jacke trage. Es war ein lila Buchstabe auf gelbem Grund, ein Kennzeichen, das polnische Zwangsarbeiter in Deutschland tragen mussten, das sogenannte Polenabzeichen.

Tarasiewicz trägt es als Anstecker aus Metall und Plastik auch während des Interviews. »Ich habe mein P also abgenommen, um es der Ministerin zu zeigen«, sagt Tarasiewicz und macht vor, wie er sich die Sicherheitsnadel aus dem Jackett zog. »Aber dann bin ich leider zu nah an die Ministerinangeraten« – Tarasiewicz sticht sich selbst mit der Nadel seines Ansteckers in den Daumen, um zu zeigen, was mit dem Finger der Politikerin passierte. Er habe sich bei Roth entschuldigt, sagt Tarasiewicz und lacht so sehr, dass seine Krawatte in Bewegung gerät. Vielleicht, sagt er, könne zumindest sie sich in Zukunft besser merken, was gemeint ist, wenn jemand vom »Polenabzeichen« spricht.

Mitarbeit: Dariusz Kalan



Mehr zum Thema lesen Sie in der aktuellen Ausgabe von **SPiegel GESCHICHTE: 80 Jahre nach Hitler. Warum der deutsche Vernichtungskrieg die Welt bis heute nicht loslässt.** Erhältlich im Zeitschriftenhandel und unter amazon.de/spiegel.